

«Auf dem Flur werde ich öfter als Schwester angesprochen»

Die Radiologin und Gastprofessorin Ulrike Attenberger über Karriere, Stereotype und Staubsaugen

Eine neue Gastprofessur an der Universität Zürich soll junge Ärztinnen motivieren, Chefpositionen zu übernehmen. Die 36-jährige Ulrike Attenberger besetzt als Erste diesen Posten.



Ulrike Attenberger ist die erste Anna-Fischer-Dückelmann-Gastprofessorin. (Annick Ramp / NZZ)

Frau Attenberger, wollten Sie schon immer Ärztin werden – nie Prinzessin oder Pop-Star?

Ich wollte immer entweder Ärztin oder Künstlerin werden. Als ich gemerkt habe, dass ich auch als Ärztin kreativ sein kann, nämlich in der Forschung, war der Fall klar. Ich möchte die Früherkennung von Krebs vorantreiben. Um die technischen Mittel dazu auszuarbeiten, braucht es innovatives Denkvermögen, wie in der Kunst.

Sie haben mit 30 habilitiert und arbeiten heute – sechs Jahre später – als Professorin und stellvertretende Institutsdirektorin. Was halten Sie von der These: Nur Frauen, die Übermenschliches leisten, gelangen in Führungspositionen?

Es wäre ungerecht, das so zu formulieren. Auch Männer in solchen Positionen haben überdurchschnittliches Engagement gezeigt. Nur fällt es bei Frauen mehr auf.

In Ihrem Fachgebiet sind nur 2 von 34 Lehrstühlen im deutschsprachigen Raum von Frauen besetzt.

Mein Geschlecht fällt in diesem Umfeld zwangsläufig auf – auch ohne Lehrstuhl. An einem Vortrag in Berlin wurde ich einmal sogar als Mann angekündigt, obwohl Ulrike eindeutig weiblich ist.

Merken Sie, dass fast alle Leitungspositionen in der Radiologie von Männern besetzt sind?

Nach meiner Habilitation ist es mir zum ersten Mal aufgefallen. Trotz meiner Fachkompetenz war ich wie unsichtbar, wenn es etwa darum ging, Vorsitzende für Gremien zu evaluieren oder Redner für Kongresse vorzuschlagen. Da steckt keine böse Absicht dahinter, aber Frauen fehlt der Vorteil lang tradierter Netzwerke. Ich musste drei Jahre lang für mich lobbyieren, bevor es mir gelang, die gläserne Decke zu durchbrechen.

Heute sind Sie eine etablierte Wissenschaftlerin, Sie arbeiten seit elf Jahren als Ärztin. Begegnen Ihnen da noch Vorurteile im Klinikalltag?

Der Arztberuf ist immer noch männlich konnotiert. Das merke ich beispielsweise daran, dass ich auf dem Krankenhausflur öfter als Schwester angesprochen werde.

Sie sind eine junge, attraktive Frau. Haben Sie noch nie einen anzüglichen Spruch gehört?

Nein, noch nie! Nicht das Geschlecht, eher das jugendliche Alter führt manchmal zu Irritationen. Wenn ich Patienten etwa über eine Gewebeentnahme aufkläre, werde ich oft gefragt: Haben Sie das schon oft gemacht? Das kennen aber auch junge männliche Kollegen.

Sie sind enorm erfolgreich. Warum?

Mein Erfolgsgeheimnis liegt darin, fachlich hoch kompetent und gleichzeitig «ganz Frau» zu sein. Es ist nicht zielführend, männliches Machtgebaren imitieren zu wollen. Mit Empathie, Leidenschaft und Gelassenheit überzeugt man als Frau besser.

Haben Sie sich bei Ihren Kollegen denn gar nichts abgeschaut?

Doch. Von meinen Mentoren habe ich gelernt, dass Perfektionismus keine Auswirkung auf die messbare Qualität des Ergebnisses hat und nur unnötig Kräfte raubt. So meinte ein wunderbarer Kollege einmal, Frauen verzettelten sich oft, weil sie gleichzeitig eine perfekt gestaubsaugte Wohnung und eine hochrangige Publikation wollten.

Sie haben einmal gesagt, Sie hätten sich strategisch dagegen entschieden, Kinder zu kriegen. Ist es unmöglich, gleichzeitig Mutter und Karrierefrau zu sein?

Auf keinen Fall. Es wäre schade, wegen des Berufs auf Kinder zu verzichten. Sie haben diese Aussage etwas falsch verstanden. Ich meinte damit nur, dass es ein wahnsinniger Kraftakt ist, noch während der Facharztausbildung Kinder zu kriegen. Nach der Spezialisierung – als vollwertiges Mitglied in einem Team – können Sie viel leichter Teilzeit arbeiten.

Konkret heisst das, Ärztinnen können erst nach 30 Kinder kriegen?

Aus meiner Erfahrung ist es vorher extrem hart. Familie und Beruf ist keine Entweder-oder-Frage, aber für die Vereinbarkeit braucht es planerische Abwägungen.

Wurden Sie auch schon angefeindet, weil Sie sich bisher gegen die klassische Rolle als Mutter entschieden haben?

Im Gegenteil. Viele Kolleginnen fanden es mutig, dass ich offen zu meinen Überlegungen gestanden bin. Muttersein

ist ohne Frage etwas vom Schönsten, was es gibt. Doch die Idee, man müsse dieser Rolle alles andere unterordnen, kann einen auch unter Druck setzen.

Wie stehen Sie zu einer Frauenquote in der Medizin?

Hätten Sie mir die Frage vor fünf Jahren gestellt, hätte ich mich vehement dagegen ausgesprochen. Ich fand den Vorwurf schlimm, man habe den Job als Frau nicht wegen der Qualifikationen erhalten. Heute glaube ich, dass eine Quote für ein paar Jahre durchaus förderlich wäre, damit Professorinnen zur Norm werden. Danach ist das Geschlecht hoffentlich kein Thema mehr. Ich sehe da eine Analogie zum 19. Jahrhundert. Damals beschäftigten sich die Kollegen mit der Frage, ob Frauen überhaupt die physiologischen Voraussetzungen haben, um Medizin zu studieren. Heute lachen wir darüber. Vielleicht wird es mit der Diskussion um Führungspositionen in hundert Jahren ähnlich sein.

Ihre Gastprofessur ist nach Anna Fischer-Dückelmann benannt. Sie war Ende des 19. Jahrhunderts eine der ersten Frauen, die in Zürich Medizin studierten. Was für Gefühle verbinden Sie mit dieser Figur?

Ich habe grosse Bewunderung für Anna Fischer-Dückelmanns Kämpferwillen. Und grosse Bewunderung für ihren Partner, der damals mit den drei Kindern von Deutschland nach Zürich zog, damit seine Frau ihren Traum verwirklichen konnte.

Interview: Nina Kunz

© Neue Zürcher Zeitung AG - Alle Rechte vorbehalten